

Professor em. Dr. Dr. h. c. Norbert Lohfink SJ, Philosophisch-theologische Hochschule Sankt Georgen, Frankfurt am Main

Die Bibel – Buch oder Bücherei?

Der Vortrag wurde gehalten als Eröffnung der Reihe „Bibel im Gespräch“ bei der Frankfurter Bürgerstiftung im Holzhausenschlößchen in Frankfurt am Main am 5. Oktober 2005

Die Bibel besteht aus vielen Büchern. Diese Bücher sind außerdem in einem langen Zeitraum entstanden – fast ein Jahrtausend kann man ansetzen. Und sie sind von verschiedenster Art.

Hin und wieder kommt mir der Traum von einem kühnen Verleger, der den Mut aufbrächte, und sei es nur für Liebhaber und geldgewaltige Sammler, der Bibel einmal zu ihrem Recht zu verhelfen, sich uns nicht als ein in winzigen Buchstaben und praktisch in Zeitungsspalten gedrucktes einziges Buch vorzustellen, sondern als eine Bibliothek. Ich sehe die Edition vor mir. Ich würde sie – das hebräische Alte Testament, die deuterokanonischen Bücher, das Neue Testament – zusammen auf etwa 74 Bände bringen, wobei ich die Petrusbriefe oder die Johannesbriefe sogar zusammenschlüsse, während ich beim Propheten Jeremia, den Sprichwörtern Salomos, dem Esterbuch oder dem Propheten Daniel ohne weiteres das gleiche Buch in seinen zwei verschiedenen überlieferten Fassungen herausbrächte.

Die Sammlung müßte so gebunden sein, daß man ihre Zusammengehörigkeit wahrnehmen könnte. Aber die einzelnen Stücke müßten sich auch wieder deutlich voneinander unterscheiden – im Format, im Druckbild, vielleicht sogar im Papier. Die Samuelbücher und die Bücher der Könige müßten als ein mehrbändiges Geschichtswerk erkennbar sein. Das Hohelied müßte mir, wenn ich nach ihm griffe, wie ein Lyrikbändchen in der Hand liegen. Jedes dieser Liebeslieder müßte auf einer neuen Seite beginnen. Wieder anders müßte der Psalter wirken, wie eine Art Gesangbuch. Noch einmal anders am Anfang der Sammlung die fünf gewichtigen Bände der Tora. In ihnen würde mich bei den großen Gesetzssammlungen selbst das Paragrafenzeichen nicht überraschen.

Ich habe diesen Traum schon mehreren Verlegern vorgeträumt. Aber ich konnte die Dringlichkeit des Unternehmens noch keinem begreiflich machen. Ich habe den Traum in Darmstadt in der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung vorgetragen. Mehrere unserer großen Schriftsteller und Dichter stimmten hochinteressiert zu, aber auch das hat keinen Verleger gerührt. Zu stark scheint die Vorstellung von der Bibel als dem einen Buch zu sein. Jetzt hat endlich ein Pfarrer einer lutherischen Freikirche im Ruhrgebiet angebissen.¹ Er hat angefangen mit dem Projekt. Aber alle großen Verlage boykottieren ihn, sie verweigern ihm die Abdruckrechte für die Texte. Er muß eigens neue Übersetzungen anfertigen lassen. Hoffentlich langen dafür Geld und Geduld. Eines ist klar: Eigentlich will niemand die Vielgestalt der Bibel akzeptieren.

Doch das wirkliche Problem ist gar nicht, warum die eine Bibel denn so vielgestaltig sei. Nein, umgekehrt: inwiefern diese vielen Bücher denn eine Einheit bilden. Darüber möchte ich Ihnen jetzt, zur Eröffnung dieser geplanten Vorträge über „Die Bibel im Gespräch“ einige Gedanken vorlegen. Nun ist es so: Wenn Sie nicht gerade Bibelwissenschaftler sind, begegnen Sie der Bibel ja nicht im Urtext, sondern in Übersetzungen. Deshalb möchte ich alles auch noch ein wenig unter den Aspekt „deutsche Bibelübersetzungen“ stellen. Sie sind es, die uns normalerweise mit der Vielfalt der Bibel konfrontieren – oder die uns diese Vielfalt durch sprachliche Schleier verhängen.

I.

Denn wie kommt es, daß wir die Bibel so sehr als Einheit empfinden, wo sie doch in Wirklichkeit eine ganze Bibliothek ist, von ungefähr 70 mehr oder weniger großen und so verschiedenartigen Büchern? Mir scheint: ein Stück des – zunächst einmal falschen – Eindrucks, daß die Bibel ein einziges Buch sei, hängt in der Tat einfach daran, daß wir ihr nicht in der Urgestalt, sondern nur in Übersetzungen begegnen.

(1) Es ist so: Die einmalige sprachliche Formkraft des Übersetzers kann alles unüberhörbar prägen und zur Einheit zusammenschmelzen. Das galt mit Sicherheit bei Martin Luther. Seine Sprache hat nicht nur die Bibel zur Einheit gemacht, sie hat uns Deutschen überhaupt für Jahrhunderte unsere eine Sprache geschaffen.

Unsere sprachliche Herkunft von Luther läßt uns allerdings manches vielleicht stärker als zusammengehörig erleben als es bei Luther selbst war. Nehmen wir als Beispiel die sogenannten „ägyptischen Plagen“. Im Urtext des Buches Exodus werden diese Schläge Gottes gegen den Pharao durch unterschiedliche Wör-

ter bezeichnet. Entsprechend hat Luther sie in seiner Übersetzung terminologisch differenziert. Das deutsche Wort „Plage“ findet sich bei ihm eher im Buch Numeri. Es meint dort genau wie das lateinische „plaga“ und die dahinterstehenden hebräischen Wörter das Zustoßen, den Schlag der Gottheit, der da, wo er hintrifft, Krankheit, Seuche, Tod hervorruft. Wir hören so etwas inzwischen aus dem Wort „Plage“ kaum noch heraus. Kein „fernhintreffender Apoll“ tritt uns vor Augen. Deshalb hat Martin Buber statt „Plage“ die Wörter „Stoß“ und „Niederstoß“ eingesetzt. Die deutsche „Einheitsübersetzung“ hat zum Allergewort „Unheil“ gegriffen – wenigstens manchmal, sonst ist sie bei der „Plage“ geblieben.

Luther hat allerdings noch etwas getan – und das war fatal. In seinen Randglossen hat er die Zeichen und Wunder, die Mose in Ägypten wirkte, abgezählt. Und hier hat er das Wort „Plage“ gebraucht: I. Plage, III. Plage, IV. Plage. Dadurch wohl entstand unsere gebräuchliche Wendung von den „ägyptischen Plagen“.

Sie findet sich wie selbstverständlich in den Überschriftensystemen der meisten neueren Bibelübersetzungen (zum Beispiel: Zürcher Bibel, Revidierte Lutherbibel, Jerusalemer Bibel, Einheitsübersetzung, Gute Nachricht). Unsere jüngste Übersetzung, die sogenannte „Gute Nachricht“, führt das Wort „Plage“ in Exodus 15,26 sogar an einer Stelle ein, wo der Urtext klar von „Krankheit“ spricht und Luther wie Buber das auch korrekt übersetzen.

Obwohl das Wort „Plage“ heute kaum noch so verstanden werden kann wie zu Luthers Zeiten, hat also die „Gute Nachricht“, deren besonderes Anliegen allgemeine Verständlichkeit ist, in diesem Fall beschlossen, bei Luthers Randglossenterminologie zu bleiben und diese sogar über Luther hinaus in den Text einzuführen. So mag es oft eher unsere eigene Perspektive sein, wenn wir Luthers Bibel heute so sehr als sprachliche Einheit empfinden, und keineswegs einfach eine der Differenziertheit des Textes nicht gerecht werdende luthersche Sprachgewalt.

(2) Auch Bubers Verdeutschung hat eine den Leser mit sich reiße eigene Sprache, die seine Bibel zur Einheit macht. Doch ist es nicht Bubers persönliches Deutsch, so sehr seine Persönlichkeit und seine Ausdruckskraft hineinspielen. Eher ist es die bewußt erzwungene sprachliche Verfremdung. In einer bei allem Sprachinstinkt letztlich radikal kalkulierten Mechanik verzerrt Buber die deutschen Bedeutungsfelder und die deutsche Syntax nach selbststatuierten Regeln so, daß die hebräische Syntax und die hebräischen Bedeutungsstrukturen sich in seinem Text spiegeln können.

In welchem Sinn das Treue zum Urtext genannt werden kann, möchte ich lieber offenlassen – Syntax und Bedeutungsstrukturen allein machen noch nicht einen Text. Was Buber auf jeden Fall bewirkt, ist Verfremdung. Die Verfremdung zwingt zu einem neuen Hinhören, zu neuer Verstehensbemühung. Das will Buber, dafür schafft er eine neue Sprache. Man muß sich in sie einlesen, man muß sie fast wie eine Fremdsprache lernen.

Buber hat einmal geschrieben, er stelle sich vor, sein Leser habe eine traditionelle Bibelübersetzung in der einen Hand und die seine in der anderen. Durch den Abstand dieser verfremdeten Sprache von unserer alltäglichen, ja auch von jeder uns sonst bekannten Sondergestalt des Deutschen schließen sich die Bücher der Bibel für das Lesererlebnis natürlich zu einer Einheit zusammen, die weit über die Einheit des Urtexts hinausgeht.

Buber hat nur die hebräische und aramäische Bibel verdeutscht. Blicke die bei ihm erreichte Einheit durch sprachliche Verfremdung auch bestehen, wenn man die griechischen Bücher der umfassenderen christlichen Bibel nach ähnlichen Gesichtspunkten übersetzte? Fridolin Stier hat das versucht. Er ist gestorben, ehe er fertig war. Seine Schüler haben versucht, seine Entwürfe zusammenzuarbeiten. Leider ist ihnen das nicht wirklich gelungen. Die Übersetzung kam vor einigen Jahren heraus, ist aber fast schon vergessen. So haben wir auf unsere Frage keine Antwort.

(3) Das Gegenstück zu solcher einheitsstiftenden sprachlichen Verfremdung wäre bei einer Übersetzung die Herstellung einer durchgehenden Einheitlichkeit durch planmäßige Anpassung an eine Art deutscher Durchschnittssprache. Dies ist zumindest die Gefahr, in der Übersetzungen von der Art der „Guten Nachricht“ notwendig schweben.

Die Übersetzungstheorie, auf der die Gute Nachricht beruht, stammt von dem großen Linguisten Eugene Nida. Er hat mit seiner Lehre von der „dynamischen Äquivalenz“ alles andere als so etwas angestrebt. Dies glaube ich aufgrund seiner Schriften und nach zehn Jahren engster Zusammenarbeit mit ihm in einem wissenschaftlichen Projekt sagen zu können.

Der Sinn, den Sprachniveau und Form beisteuern, muß nach ihm in der Übersetzung ebenso seine dynamische Äquivalenz finden wie jener, der den Wortbedeutungen und der Syntax entstammt. Selbst wenn eine Bibelübersetzung sich bewußt innerhalb des sprachlichen Zeichenvorrats einer bestimmten Bevölkerungsschicht halten will, heißt das für Nida weder, daß nicht Verschiedenes ver-

schieden übersetzt werden sollte, noch, daß mit den vorhandenen sprachlichen Mitteln nicht neue, schöpferische Wege eingeschlagen werden könnten.

Soweit die Theorie. Die Praxis ist natürlich noch einmal etwas anderes. Wo man sich an Nidas Prinzipien hält, scheint die Gefahr einer Vereinheitlichung nach unten, auf einen banalen umgangssprachlichen Durchschnitt hin, zu drohen. Vielleicht ist so auch die „Gute Nachricht“ zu einer sprachlichen Einheitlichkeit gekommen, die von ihrem Programm her keineswegs erfordert gewesen wäre.

Dies sind also die übersetzerbedingten Gestalten der biblischen Einheit: die alles mit sich reißende persönliche Sprachgewalt eines Übersetzers, die gezielte durchgehende Verfremdung der Sprache, die bewußte Anpassung der Sprache an eine mittlere Banalität. Zu allem wäre noch viel zu sagen. Ich schiebe es beiseite. Denn es gibt jenseits des Einheitsgefhls, das erst die Übersetzungen erzeugen, bei aller Vielfalt jener Bibliothek, die wir Bibel nennen, doch schon eine innere Einheit, die jeder Übersetzung schon vorgegeben ist und die sie nur zu vermitteln hat, durch alle berückende Vielfalt hindurch. Ihr will ich mich jetzt zuwenden.

II.

Ich sehe drei Dimensionen, die wir ausmessen müssen: Einmal die Entstehungsgeschichte der Bibel, die wirklich Geschichte ist, das heißt Zusammenhang. Dann die Eigenschaft der Bibel, Kanon zu sein, das heißt zugeordnet zu festen gesellschaftlichen Gren und deren Lebensvollzug. Schließlich eine durch alle Vielheit hindurchgehende Grundaussage, die eine einzige ist.

(1) Die Bibel ist zunächst einmal eine Einheit, weil sie aus einer Geschichte hervorgegangen ist. Die ältesten Texte, die uns im Alten Testament erhalten sind, stammen noch aus dem zweiten Jahrtausend – etwa Deboras Siegeshymnus, der in Richter 5 zitiert wird. Erste Beispiele einer damals unerhörten neuen Kunstprosa wurden dann im ersten Jahrtausend verfaßt – sie erzählen die Entstehung des Staats aus einer segmentären Bauern- und Hirtengesellschaft und höfische Geschichten der Zeit Davids und Salomos. Zur gleichen Zeit haben Schreiber am Hof oder am Tempel das Wissen um die verlorene Freiheit der versinkenden gentilen Welt in die Zukunft zu retten versucht, indem sie die bisher mündlichen Rechtstraditionen im sogenannten „Bundesbuch“ zusammenstellten, das uns im Rahmen der Sinaierzhlungen erhalten ist (Ex 20,22-23,33).

All dies und anderes, vor allem auch seit dem 8. Jahrhundert Aufzeichnungen von Prophetenreden, finden wir heute innerhalb umfassenderer Werke aus späterer Zeit. Die Produktion der in unserer Bibel gesammelten Bücher wurde erst durch den Untergang des von David gebauten Staates ausgelöst. Im Jahre 587 vor Christus wurde Jerusalem zerstört. Unsere Bibel beginnt als Exilliteratur.

Die Jerusalemer Intelligenz, der Heimat entrissen, an Babyloniens Wasserstraßen zwangsangesiedelt, sammelte, was an Texten und Erinnerungen aus den Bränden gerettet worden war, komponierte und kommentierte es, um das Geschehene verständlich zu machen und denkbare Zukunft zu entwerfen, schuf darüber hinaus neue Texte, weil nach dem Zusammenbruch aller Institutionen die jüdischen Gruppen in der Zerstreuung überhaupt nur noch durch Texte zusammengehalten werden konnten.

Damals schon bahnte sich an, was später „Synagoge“ heißen sollte. Damals wurde vom „deuteronomischen Gesetz“ aus das „deuteronomistische Geschichtswerk“ geschaffen. Die gleiche Autorengruppe stellte das Jeremiabuch zusammen, vielleicht auch noch andere Prophetenschriften. In einer anderen Deportiertensiedlung schrieben andere, mit der Erschaffung der Welt beginnend, die „Priesterschrift“, die später einmal den Rahmen der Tora abgeben sollte. Auf diese Autoren geht auch das Ezechielbuch zurück. Wieder woanders wurde das Jesajabuch neu redigiert und durch das große Trostorakel des „Deuterojesaja“ verlängert. Das sind die drei wichtigsten Werkkomplexe der Exilliteratur, Kleineres käme hinzu.

Jede dieser drei Autorengruppen hat einen eigenen, sie unterscheidend kennzeichnenden Stil entwickelt. So haben wir in dieser Phase der Entstehungsgeschichte der Bibel noch keine alles übergreifende Einheit, wohl aber schon sprachliche Signale der Zusammengehörigkeit über einzelne Büchergrenzen hinweg.

Hier schon muß ich angesichts der neueren Bibelübersetzungen ein Klagelied anstimmen. Keiner ist es gelungen, diese sprachlichen Klammern, die oft mehrere Bücher zusammenhalten, wirklich hörbar zu machen, auch Buber nicht.

Am ehesten verstehe ich das noch bei der „Guten Nachricht“. Die atemberaubenden rhetorischen Perioden des Deuteronomiums hat sie in kleine Hauptsätze zerhackt, seine Sprachstereotypen aufgeweicht, ihre Leitwortfunktion oft nicht beachtet. Umgekehrt hat sie in die objektfixierte Sprache der Priesterschrift psychologisierende Rührung eingetragen, und aus der wallenden Suada des Deuterojesaja ist eine belehrende Schulstunde geworden.

Die Einheitsübersetzung ist innerhalb einiger Bücher viel besser. Aber bei ihr wird es zur Katastrophe, daß von Buch zu Buch andere Übersetzer am Werk waren und man sich zum Beispiel nicht einmal einigen konnte, auch nur die ständig wiederkehrenden deuteronomischen Wendungen gleich zu übersetzen.

Derartiges kann man Buber nicht vorwerfen. Er legt ja bei festen Wendungen höchsten Wert auf Stetigkeit. Doch will es mir trotzdem nicht gelingen, bei ihm hier deuteronomische, da priesterliche Sprache herauszuhören, was mir beim Lesen des hebräischen Urtextes wie selbstverständlich gelingt. Offenbar erzeugt die allgemeine Verfremdung des Deutschen bei Buber ein Rauschen, das alle feineren Differenzen überdeckt.

Diese Differenzen sind – um nun wieder von der Entstehungsgeschichte der Bibel zu sprechen – in einer zweiten Phase textlich nicht angerührt, wohl aber überbaut und in höheren Einheiten zusammengebunden worden. Das Perserreich hatte unter Kyros das neubabylonische als Weltreich abgelöst. Heimkehr war möglich. Im alten Land Israel konnte abermals, nach bäuerlichem Stämmebund und staatlich organisierter Gesellschaft, eine neue Existenzweise dieses Volkes beginnen, Max Weber nannte es die jüdische Pariagesellschaft, nennen wir es besser die substaatliche, im Namen ihres Gottes priesterlich geleitete jüdische Sondergesellschaft um den wiederaufgebauten Tempel von Jerusalem herum.

Als Dokument ihrer Identität wurde die Tora zusammengestellt. Sie wurde später zur Sabbatlesung im Gottesdienst. Die uns schon bekannte Priesterschrift bildete den Rahmen, andere alte Erzählungsstoffe gaben Farbe hinein, vor allem aber wurden am Berg Sinai und beim Zug durch die Wüste alte und neue Gesetzessammlungen eingefügt. Sie stammten aus verschiedenen Zeiten und Traditionen. Nichts wurde ausgelassen, außer eigentlich staatsorientiertem Recht, falls es so etwas gegeben hatte.

Dieser Pentateuch sollte die Basis einer neuen Gesellschaft sein. Literarisch gesehen machten die 5 Bücher Mose, wie sie auch heißen, aus den bisher getrennt existierenden sprachlichen Welten ein einziges Gefüge. Stücke verschiedenster Sprachgestalt stehen in ihm nebeneinander, ja sind ineinander verflochten: Erzählerkunst, deuteronomistische Rhetorik, priesterschriftliche Literatur. Redaktionelle Passagen zeigen oft eine eigentümliche neue Verbindung von deuteronomistischen und priesterlichen Sprachelementen.

Sollte eine Übersetzung diese subtilen Erscheinungen einfangen können? Keine hat es bisher wohl auch nur versucht. Martin Buber ist in einer Doktorarbeit nachgewiesen worden, daß er im Pentateuch gegen seine sonstige Tendenz zur Genauigkeit die sprachlichen Fugen eher verschmiert als offengelassen hat.

Auch zwischen den übrigen Büchern, den geschichtlichen und den prophetischen, dazu den Psalmen, stellten nun bald an strategischen Stellen eingefügte Zusätze Querverbindungen her. Vor allem wurden in den Prophetenbüchern die Formeln der Zukunftshoffnung gegenseitig ergänzt.

In einer dritten Phase, die schon den hellenistischen Großreichen zuzuordnen ist, wird die so gewonnene Einheit nur noch durch Zubauten erweitert. Jetzt wechselt die Sprache auch oft zum Aramäischen und zum Griechischen. Jener breite alttestamentliche Bücherkanon entsteht, den dann das frühe Christentum übernimmt, das palästinensische Judentum und einige reformatorische Kirchen wieder auf die hebräisch-aramäischen Schriften reduzieren.

Die Weisheitsbücher, die Schulbücher der Tempelschule, kommen erst in dieser dritten Phase zum Kanon. Sie werden hineingebunden durch neue Weisheitsschriften, Jesus Sirach und die Weisheit Salomos, die Synthesen aus weisheitlichem Denken und alter Geschichtstradition versuchen. Das Chronistische Geschichtswerk schreibt die ganze Geschichte Israels noch einmal. Das Buch Daniel zündet die erloschene Fackel der Prophetie als Apokalyptik von neuem an. Jeder Anbau nimmt zum Ganzen, das vorausliegt, Stellung. Die vorgegebene Einheit, wiewohl erweitert, bleibt.

Ähnlich wird noch einmal, viertens, das Neue Testament ans Alte gefügt. Es ist abermals Fortschreibung: Aktualisierung von Altgewordenem. Doch es versteht sich nicht so, daß ihm beliebig viele weitere Fortschreibungen folgen könnten. Es ist der literarische Reflex eines Ereignisses: des Auftretens Jesu von Nazaret. Er wurde als Vollgestalt dessen erlebt, was bisher schon als gesellschaftlicher Wille in Israel am Werk gewesen war, als die Erfüllung aller Verheißungen.

Von ihrem Ursprung her sind deshalb alle Bücher des Neuen Testaments auf die älteren Schriften Israels zurückbezogen. Literarisch drückt sich das in einzelnen Büchern verschieden aus. Die Evangelien, vor allem die Passionsgeschichten, zitieren die Psalmen und anderen Texte, die sich in den Ereignissen des Lebens Jesu erfüllen. Paulus in seinen Hauptepisteln diskutiert das alte Problem der Rechtfertigung, das schon die deuteronomistische Theologie der ausgehenden Exilszeit auf ihre Weise beantwortet hat. Er tut es mit ihrer Terminologie und kommt zu einer analogen Lösung. Aus welcher unserer Übersetzungen könnte man diese Zusammenhänge aber heraushören? Auch das Johannesevangelium greift auf die deuteronomistische Theologie zurück. Die Neutestamentler entdecken das in unseren Jahren gerade wieder. Der Hebräerbrief spricht die Sprache der priesterlichen Kulttheologie. Die Johannesapokalypse spielt mit Bilderwelten aus Daniel, Ezechiel und anderen Propheten.

Deshalb muß man eine Bibelübersetzung auch immer im Alten Testament beginnen. Es geht nicht, daß man erst das Neue Testament übersetzt und hinterher ans Alte geht. Dann trifft man zum Beispiel für entscheidende Formulierungen falsche Vorentscheidungen. Nehmen wir die Behandlung der sogenannten „Nächstenliebe“ in der „Guten Nachricht“. Die „Nächstenliebe“ ist für die Bibel sicher keine unbedeutende Sache.

Die englischen Bibelübersetzer haben aus alter Zeit das schöne Wort „neighbour“, „der Nachbar“, und können nach wie vor von der „Liebe zum Nachbarn“ sprechen. Was bleibt ihnen dadurch alles an semantischer Akrobatik erspart!

Luther sagte: „Du solt deinen nehesten lieben wie dich selbs.“ Damit hat er uns den Begriff des „Nächsten“ beschert. Außerhalb der Rede vom Liebesgebot kommt er heute kaum noch vor. Höchstens: „Der Nächste, bitte“, sagt die Sprechstundenhilfe. Sonst reden wir in den gemeinten Zusammenhängen vom Freund, vom Gefährten, vom Nachbarn, vom Genossen – je nachdem.

Buber hat deshalb das Wort „Nächster“ aufgegeben, sicher zu Recht. „Halte lieb deinen Genossen“, hat er im Schlüsseltext Levitikus 19,18 übersetzt. Ich würde das Wort „Nachbar“ vorziehen. In der Einheitsübersetzung, bei der ich Mitarbeiter war, habe ich meine Auffassung nicht durchsetzen können, denn bei der Übersetzung des Neuen Testaments hatte man sich längst für den „Nächsten“ entschieden. Die Verfasser der „Guten Nachricht“ waren offenbar freier. Doch was haben sie getan?

Aufgrund von zweitausend Jahren christlicher Predigt hat sich ja inzwischen die allgemeine Überzeugung gebildet, „Nächstenliebe“ besage, man solle zu allen Menschen gut sein. Aus dem „Nächsten“ ist der „Mitmensch“ geworden. Die beiden Wörter sind weithin austauschbar. So hat die „Gute Nachricht“ sie denn auch ausgetauscht. Sie sagt im Alten wie im Neuen Testament: „Liebe deinen Mitmenschen wie dich selbst.“

Wie sinnverstellend diese Wortwahl ist, zeigt sich in Lukas 10,29. Da fragt jener Schriftgelehrte, der Jesus zunächst nach dem größten Gebot gefragt hatte, dann, um sich zu rechtfertigen, sinngemäß weiter: Wer ist denn mein Nachbar, den ich lieben soll, wie weit reicht denn nun dieser Begriff des Nachbarn? Jesus erzählt als Antwort die Geschichte vom Samariter, der einem Juden half, der unter die Räuber gefallen war. Also selbst einer, der nicht zum eigenen Volk gehört, kann in einer konkreten Situation zum „Nachbarn“ werden.

Jesus hätte sich die ganze Geschichte ersparen können, hätte der Schriftgelehrte so gefragt, wie ihn die „Gute Nachricht“ fragen läßt: „Wer ist denn mein Mitmensch?“ Sinnlose Frage. Jeder Mensch ist Mitmensch.

In der Bergpredigt muß die „Gute Nachricht“ da, wo Jesus das alte Liebesgebot bewußt als begrenztes zitiert, auch notgedrungen den „Mitmenschen“ preisgeben. Sie übersetzt in Matthäus 5,43: „Ihr wißt, daß es heißt: Liebe alle, die dir nahestehen, und hasse alle, die dir als Feinde gegenüberstehen.“ Gleich, wie man zu dieser Übersetzung selbst steht – die sprachliche Verbindung zum umfassenden Textsystem ist aufgegeben. Sie konnte nicht gewahrt werden, denn dieses war falsch angelegt.

Bei einer sachgemäßen Konstruktion dieses Textsystems müßte man zweifellos im Buch Levitikus beginnen. Dort müßte man davon ausgehen, daß der Satz, man solle seinen Nachbarn und Dorfgenossen lieben wie sich selbst, auch diesem Buch vermutlich schon als älteres Ethos vorgegeben war. Der Spruch gehörte wohl zum normalen Spruchgut einer dörflichen Welt. Liebe ist das innerfamiliäre Ethos. Jeder in der Familie ist ein Stück von einem selbst. Das Ethos der Liebe sollte aber auch zwischen Nachbarn gelten. So galt in einem anständigen Dorf der Satz: „Liebe deinen Nachbarn wie dich selbst.“

Diesen Satz nimmt das Buch Levitikus zunächst einmal einfach auf. Aber es sprengt ihn sofort, schon bevor es ihn zitiert, und zwar durch den Aufbau eines deutenden Zusammenhangs. Es macht ihn nämlich zum Schlußsatz einer ganzen Aussagenkette. Diese fordert Abbau von Haß, offene Aussprache, Verzicht auf Nachtragen, Liebe.

Sie bezeichnet dabei die Menschen, um die es geht, mit wechselnden Ausdrücken: Bruder, Stammesgenosse, Angehöriger des gleichen Volkes, Nachbar. Diese Reihung ist das eigentlich Neue des Textes. Sie bewirkt semantische Verschmelzung. Durch sie wird nämlich das, was vorher nur vom dörflichen Nachbarn galt, auf alle Israeliten ausgedehnt.

Später wendet sich der Text den Fremden zu, genauer: den Beisassen, den nicht-israelitischen Mitbürgern minderen Rechtes. Selbst für sie gilt der alte Spruch. Er wird wiederholt, dabei aber umformuliert. In Levitikus 19,34 heißt es: „Wie ein Vollbürger soll euch der Fremde gelten, der bei euch Gastrecht hat: Du sollst (auch) den Fremden lieben wie dich selbst.“

Die volle Aussage wird in Levitikus 19 also in einer ausgedehnten sprachlichen Bewegung gemacht, nicht in dem einen Satz, den der Text am Höhepunkt zitiert (Lev 19,18). Dieser alte Satz wird zitiert und zugleich überstiegen. Auch wenn später bei Rückverweisen auf Levitikus 19 gerade dieser prägnante Satz zitiert wird – dem Wissenden steht er immer für den ganzen Kontext.

So auch bei Jesus. Er dehnt abermals die Grenzen: durch die Erzählung vom Samariter, ja durch die paradoxe Forderung der Liebe zum Feind und Verfolger.

All das ist anderes als Mitmenschlichkeit. Es geht in all diesen Sprachbewegungen von den bleibenden Anfängen her immer um jene besondere, vom Menschen aus eigentlich nur im Raum der Familie und der engeren dörflichen Nachbarschaft denkbare Zuneigung und Liebe.

Deren immer größere Ausdehnung ins ganze Gottesvolk hinein, das dann selbst abermals seine Grenzen erweitern und sogar noch Feinde und Verfolger in sich hineinlieben soll, kann der einzelne Israelit und Nachfolger Jesu nur als ihm geschenktes Wunder erfahren. Wenn eine Christenheit diese sich durch Altes und Neues Testament hindurchziehende Sprachbewegung nicht mehr erkennt, sondern alle Aussagen flächig auf das Gutsein zu allen Menschen bezieht, muß man sie schon fragen, ob sie denn überhaupt noch Erfahrungen mache, bei denen jene besondere Liebe, von der die Bibel spricht, sich ereignet.

Natürlich erwartet das Neue Testament auch, daß die Gläubigen zu allen Menschen gerecht und gut sind und ihnen wohlwollen. Aber wenn es von der „Liebe“ spricht, hat es anderes im Sinn. Um dieses anderen willen darf in diesen Texten der „Nachbar“ nicht in einen „Mitmenschen“ verwandelt werden. Nur das Wort „Nachbar“ sichert, zusammen mit dem Wort „lieben wie sich selbst“ die Ausgangserfahrung. Finden manche Übersetzer vielleicht nicht mehr die richtigen Wörter, weil in ihrer Welt die gemeinte Sache so selten geworden ist?

(2) Ich komme damit nach der zusammenhängenden Entstehungsgeschichte schon zu einer weiteren Dimension, die die Einheit der Bibel bewirkt. Nennen wir sie: Die Bibel und die Versammlung.

Es geht um den Bezug der Bibel auf eine bestimmte gesellschaftliche Gruppe und zu einer letztlich einzigen Sache, von der die Bibel bei aller Vielfalt ihrer Bücher spricht. Die Einheit, die sich aus ihrer Entstehungsgeschichte ergibt, hat sich als subtiles und kompliziertes Gefüge gezeigt, das wohl noch keine unserer neueren Übersetzungen auf angemessene Weise in unsere Sprache hinüberholen konnte. Ich wende mich – nunmehr kürzer – jener Art von Einheit zu, welche die biblischen Bücher von ihrer gesellschaftlichen Bestimmung her erhalten.

Die Bibel gehört uns allen, seien wir noch Juden und Christen oder seien wir inzwischen weit von all dem entfernt. Unsere Sprache hängt an Luthers Bibel. Goethe, Nietzsche oder Brecht wären ohne sie nicht denkbar.

Doch das alles hat sich nur ergeben, weil die Bibel zunächst einmal das Buch der Juden und der Christen war. Sie ist es auch geblieben. Wir könnten selbst über die neuesten Bibelübersetzungen nicht angemessen sprechen, wenn wir davon absähen. Keinem Übersetzer ging es nur darum, durch Neuübersetzung

einen Kulturschatz am Leben zu erhalten. Selbst an die Schullektüre, durch die die Kenntnis von Klassikern und klassischen Werken ja weitergegeben zu werden pflegt, denken Bibelübersetzer nur gerade auch noch.

Die Bibel ist vielmehr für immer noch beträchtliche Gruppen unserer Sprachgemeinschaft ein Text besonderer Art. An ihr richtet man sein Leben aus. Kein anderes Buch hat eine vergleichbare Stellung. Die abendliche Bibelandacht der evangelischen Familie mag nur noch in wenigen Wohnungen gehalten werden. Auch die persönliche Bibellesung Tag für Tag mag seltener geworden sein. Die Zahl der Gruppen und Kreise, in denen junge Menschen sich treffen, um miteinander in der Bibel zu lesen, nimmt eher zu. Vor allem aber: In den christlichen Kirchen und den jüdischen Synagogen wird die Bibel im Gottesdienst vorgelesen, angehört, erklärt.

Für solchen Gebrauch ist nun schon der Kanon der biblischen Bücher geschaffen worden. Diese Bücher sollten der Text sein, dem eine von der allgemeinen Gesellschaft der Menschen abhebbare Gesellschaft sich immer wieder stellt, von dem her sie denken und leben will. So finden die vielen und verschiedenartigen Bücher ein weiteres Prinzip der Einheit durch die viele Menschen einigende Versammlung, in der biblische Texte rezitiert werden, heiße sie nun Synagoge oder christliche Gemeinde.

Die Zuordnung zur „Versammlung“ hat, zumindest in vielen Fällen, schon bei ihrer Abfassung Einfluß auf die sprachliche Gestalt der Bücher gehabt. Sie mußten so geschrieben sein, daß sie in großen Versammlungen allen verständlich vorgetragen werden konnten.

Wir können heute solche Versammlungen akustisch mit technischen Mitteln meistern, die die Alten noch nicht besaßen. Doch diese Mittel erlauben zugleich neue Nuancen des mündlichen Vortrags. Jeder Bibelübersetzer müßte also einen Text schaffen wollen, der unter den neuen Bedingungen gesprochen und gehört werden soll – ja, ich würde hinzufügen: der sogar dazu drängt, am rechten Ort und zur rechten Zeit in Rezitativ und Gesang überzugehen.

Für Buber war das aus jüdischer Tradition von vornherein klar. Er hat sich deshalb mit Franz Rosenzweig zusammen ein neues System von Sinnzeilen ausgedacht. Bei der Einheitsübersetzung wurde bewußt auf Les- und Hörbarkeit geachtet. Nur die „Gute Nachricht“ denkt wohl eher an den Leser im stillen Kämmerlein.

Da wir so sehr in eine Lesekultur geraten waren und die neuen Möglichkeiten mündlicher Sprache in den großen Medien zunächst eher eine sprachliche Verwilderung und eine Konzentration auf Bild und Farbe hervorgerufen haben, ste-

hen wir erst wieder ganz am Anfang einer auch theoretischen Bewältigung der Gesetze mündlich vorgetragener Texte.

In welchem Ausmaß verlangt das Hören etwa eine größere Informationsredundanz als das Lesen? Oder: Müssen wir wieder zu Satzschlußrhythmen finden, die dem antiken Cursus entsprechen? Sollten nicht die Bücher, aus denen im Gottesdienst vorgelesen wird, selbst bei Prosatext den Blocksatz aufgeben und zu einem Zeilensatz kommen, der dem liturgischen Leser die Sinn- und Atemeinheiten vorentwirft? Seit kurzem gibt es für die katholische Perikopenordnung solche Lektionare. Sie verwenden die Einheitsübersetzung. Müßte aber nicht schon beim Übersetzen selbst mit solchen späteren Druckgestalten und deren Vortragsmöglichkeiten experimentiert werden?

Die neuen Medien und die neuen Möglichkeiten, große Versammlungen akustisch zu meistern, drängen also gerade bei der Bibel auf neue Hör-Ausrichtung der Übersetzung. Das muß die biblischen Bücher sprachlich von anderen abheben, die auch heute noch eher fürs Lesen als fürs Hören geschrieben werden. Sprachliche Einheit der Bibel also, weil sie auf sich versammelnde Gemeinden hingeeordnet ist.

(3) Dies bringt uns zur dritten und letzten Dimension, in der die vielen biblischen Bücher trotz ihrer Vielfalt zur Einheit werden. Eine einzige Grundaussage zieht sich durch alles hindurch. Daß das so ist, hängt gerade mit der Zuordnung zur jüdischen und christlichen Versammlung zusammen. Das Besondere dieser „Versammlung“ bestimmt letztlich das, was gesagt wird. Die biblischen Bücher sind von Anfang bis Ende auf eine besondere menschliche Gesellschaft aus.

Denn, so sehr die Bibel laut Goethe „Spiegel“ der Welt ist – sie ist zugleich „Unterbrechung“ von Welt. Gott ruft den Menschen Abram aus den Völkern der Welt heraus, um ihn zu einem neuen Volk zu machen. Gott führt ein Volk aus Ägypten heraus. Das sind die Anfänge. Am Ende steigt ein neues Jerusalem vom Himmel auf die Erde hinab, der erste Himmel und die erste Erde sind nicht mehr. Was zwischen diesem Anfang und diesem Ende steht, ist von gleicher Substanz.

Der Auszug aus der alten gesellschaftlichen Welt führt nicht ins Jenseits oder in die Innerlichkeit. Dem Auszug aus Ägypten entspricht der Einzug in ein verheißenes Land. An die Stelle des alten Jerusalem tritt die neue Stadt. Aus den bisher allein bestehenden und einander letztlich immer gleichenden Gesellschaften werden Menschen in einer neue Gesellschaft gerufen. Die alten Götter verblas-

sen. In dem Maß, in dem die neue Gesellschaft inmitten der alten Gestalt gewinnt, zeigt sich zugleich das Antlitz des wahren Gottes.

Alles wird verlassen, doch nichts an Welt geht verloren. Was als kontrastierende Gesellschaft entsteht, ist die Welt, die der Schöpfer am Anfang gemeint hat: Übermaß an Welt und Fülle von Erfahrung, aber gerade deshalb, weil Unterbrechung geschah.

Wenn so oder ähnlich das eine Wort lautet, das sich unverändert durch die vielen Worte der Bibel hindurchzieht, kann eine Bibelübersetzung eigentlich erst dann gelingen, wenn ihre Sprache mit den Erfahrungen einer Menschengruppe zusammenhängt, die diesen Welt-Auszug der Bibel vollzogen hat.

Von nun an möchte ich nur noch für die Christen sprechen, da angeklagt werden muß und da ich Christ bin. Ich frage: In welchem Maß gibt es in der deutschsprechenden Christenheit noch die gemeinsame Erfahrung, daß Welt unterbrochen wurde, daß neue Möglichkeiten menschlicher Gesellschaft in Sicht kamen, daß die christliche Gemeinde, zu der man sich rechnet, wie eine Stadt auf dem Berg ist, die anderen leuchtet? Haben wir uns nicht angepaßt, uns von der modernen Großgesellschaft die Innerlichkeit und die Jenseitsvertröstung als alleinige Aufgaben der Religion zuweisen lassen?

Liegt hier vielleicht der wahre Grund dafür, daß es mit dem Bibelübersetzen fast zu einer Hektik gekommen ist und wir dann doch nach jeder neuen Übersetzung sagen müssen: Nein, auch sie ist es noch nicht? Weil wir so wenig von dem, wovon die Bibel eigentlich spricht, erfahren, hat auch unsere Sprache nicht mehr die richtigen Wörter, die Bibel zu übersetzen. Weil die eine notwendige Erfahrung fehlt, zerfällt uns die Bibel. Am Ende können die großen Kirchen nur noch Presseerklärungen abgeben und die Zusammenarbeit bei der Bibelübersetzung aufkündigen. Das erleben wir in diesen Monaten schmerzlich mit der Einheitsübersetzung.

Der christliche Erfahrungsschwund muß insgeheim schon lang im Gange gewesen sein. Vor vielen Jahren hat es mich bei der Lektüre von Eva Zellers Rekonstruktion ihrer Jugend („Solange ich denken kann“) angerührt, wie das Kind auf der Empore der Dorfkirche der so ungewöhnlichen Sprache der Bibel begegnete. Sie erweiterte ihm die Welt. Es schrieb die noch nie gehörten neuen Wörter mit dem Finger in die Manteltasche.

Doch war das bei Eva Zeller eigentlich nur indirekt die Sprache der Bibel. Direkt waren es die alten, bibelsprachegetränkten Gesangbuchlieder. Das aber waren, genau besehen, schon Lieder, die das Wort der Bibel filterten: aufs Jenseits und auf die fromme Seele hin. Aber durch diese Lieder hindurch hatte die Bibel

immer noch genügend Kraft, den alten Pastor und die Großmutter vor der damals alles erfassenden Welt des Führers zu warnen – wenn diese Kraft auch bald an ihre Grenze kam.

Beim Kind genügte es, daß der Sog der Hymnen der braunen Bewegung es erfaßte. Sie öffneten ja die Sprache der Kirchenlieder nach. „Singend wurden wir umbefohlen von einer Verstiegenheit in die andere“, so sieht es Eva Zeller selbst. Auch bei der Großmutter zerbrach das Nein, als der Krieg da war. Da siegte das nationale Bewußtsein. Von da an ist sie im Buch nur noch physisch, nicht mehr als Gestalt gegenwärtig.

Die Befreiung der Heldin selbst aus der herrschenden Welt bewirkten Pubertät und Mißgeschick, vor allem aber die gemiedene, doch um so gegenwärtigere Gestalt des gehaßten Vaters, der selbst aus ganz anderen als biblischen Quellen lebte.

Was soll ich folgern? Die innere Kraft der alten deutschen Bibelsprache ist dahin. Sie kam noch aus Erfahrung. Doch uns geht diese Erfahrung ab. Deshalb ist die Kraft dahin. Luthers Bibel ist Rührung und Glanz von ehemals, kostbar, wert, daß wir sie lesen und hüten, trotzdem nur noch Erinnerung, ohne Bezug zu der Gesellschaft, die wir verinnerlicht haben.

Ich könnte mir denken, daß wir selbst aus Luthers Bibel auch wieder mehr vernähmen, wenn zwischen uns das von der Bibel Gemeinte Gestalt gewänne – und das ginge über alle Sprachgeschichte hinweg. In diesem Fall könnte es allerdings genau so geschehen, daß unter uns, weil wir neue Erfahrungen hätten, auch neue Wörter die Runde machten und alte wieder ihren ursprünglichen Sinn ausstrahlten. Dann würde uns vielleicht im Handumdrehen auch jene neue Bibelübersetzung zufallen, auf die wir warten.

Es geht hier um unsere deutsche Sprache, weil sie nun einmal eine Geschichte mit der Bibel hat. Vielleicht war noch keiner Periode die zwischen Vielfalt und Einheit gespannte Komplexität des biblischen Textgefüges so schmerzlich bewußt wie der unseren. Die Bibelwissenschaft hat uns hier nichts leichter gemacht. Ganz neu ist die Herausforderung, aus einer Lesesprache wieder zu einer den neuen technischen Möglichkeiten angemessenen Rede- und Zuhörsprache zu finden. Doch die größte Sorge bleibt die: Um diese Bibel – eine ganze Bücherei und doch ein einziges Buch zugleich – zu übersetzen, scheinen nicht nur sprachliche, sondern auch außersprachliche Entscheidungen gefordert zu sein. Natürlich, hier spricht jetzt ein Theologe. Doch wie, wenn er recht hätte?

¹ Pfr. Jörg Wuttke; Westfalenstr. 210, 45276 Essen. Homepage: <http://www.bibelprojekt.de>.